

*Universitätsutopien.
Ein Experiment in angewandter
Literaturwissenschaft*

Von Markus Steinmayr

Peter Szondi hat 1967 ein philologisches Gutachten zu Flugblättern der Kommune 1 und deren Interpretation durch den Staatsanwalt am zuständigen Landgericht vorgelegt. Die Kombination aus philologischer und gutachterlicher Tätigkeit Szondis steht unter der Prämisse, die Textsorten »Flugblatt« und »Anklageschrift« seien für eine Interpretation geeignet, weil das Flugblatt Tropen und Topoi versammelt, die dem philologischen Wissen zugänglich sind, und die Anklageschrift wiederum als Interpretation lesbar und damit kritisierbar ist.¹

Für institutionelle Selbstbeschreibungen (oder ihre Störung) gilt grundsätzlich das gleiche, auch sie sind zuallererst sprachliche Phänomene und damit legitimerweise Gegenstand philologischer Deutungsbemühungen. Die folgenden Überlegungen versuchen, das Szondi'sche Verfahren exemplarisch auf die universitäre Textsorte »Hochschulentwicklungsplan« anzuwenden. Als konkretes Beispiel dient der Hochschulentwicklungsplan der Universität Duisburg-Essen; den institu-

tionellen Kontext bilden die innerorganisationalen Reformen der letzten Jahre.

Wer einen Entwicklungsplan vorlegt, geht in aller Regel davon aus, dass es eine Differenz gibt zwischen der Idee der Organisation und ihrer institutionellen Realität.² Der Entwicklungsplan gibt die Methoden vor, diese Differenz wieder in die Einheit einer Form zurückzuholen. Er stellt folglich eine Wette auf die Zukunft dar. Zugleich ist das institutionelle Selbstbild, das darin entworfen wird, notwendigerweise fiktiv.

Es ist noch nicht so lange her, da wurden Universitätsplanung und -steuerung und der damit verbundene Entwurf eines institutionellen Selbstbilds wesentlich als *universitäre* und damit genuin »geistige Prozesse« begriffen.³ In der Metaphorik zeitgenössischer Planungssprache ist das höchst selten erkennbar. In der etwa neun Seiten umfassenden Darstellung der Forschung trifft man beispielsweise auf die Formulierung von der »Nachwuchsschmiede UDE«.⁴ Wie funktioniert diese Metapher? Was ist das Gemeinsame einer Einrichtung zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und einer Schmiede? Es liegt auf der Hand, dass hier die Formbarkeit von Metallen und die Formbarkeit von Nachwuchswissen-

1 Peter Szondi, *Philologisches Gutachten über die Flugblätter Nr. 6–9 der »Kommune 1« und deren Interpretation in der Anklageschrift bei dem Landgericht gegen die Studenten Rainer Langhans und Fritz Teufel*. In: Ders., *Über eine »Freie (d. h. freie) Universität«*. *Stellungnahmen eines Philologen*. Frankfurt: Suhrkamp 1973.

2 Vgl. Rudolf Stichweh, *Die Form der Universität*. In: Ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Frankfurt: Suhrkamp 1994.

3 Paul Mikat/Helmut Schelsky, *Grundzüge einer neuen Universität. Zur Planung einer Hochschulgründung in Ostwestfalen*. Gütersloh: Bertelsmann 1966.

4 *Hochschulentwicklungsplan der Universität Duisburg-Essen 2016–2020* (zit. n. www.uni-due.de/imperia/md/content/webredaktion/2016/hochschulentwicklungsplan_2016-20.pdf).

schaftlern in eine Similaritätsbeziehung gesetzt werden. Wer in einer Nachwuchsschmiede den Hammer führt, wer beziehungsweise was als Amboss funktioniert und was als Äquivalent der Esse angesehen werden kann, lässt der Text bezeichnenderweise im Unklaren.

Der ideale Leser

Aus philologischer Sicht ist es elementar zu wissen, welchen Status eine Kultur oder eine Organisation Texten zuweist. Denn dieser Status ist entscheidend für die Konstruktion des Lesers, mit dem der Text rechnet.⁵ Es geht dabei nicht um die Adressierung von »Zielgruppen«, mit denen das Marketing arbeitet. Es geht vielmehr um die Frage, wer der »ideale« Leser solcher Texte ist. Und hier ist der Hochschulentwicklungsplan der Universität Duisburg-Essen erstaunlich unklar: Einerseits konstruiert er den wissenschaftspolitischen Leser, der sich durch die entsprechenden Kommentare am Diskurs beteiligt fühlt und sich eine Meinung bilden kann. Andererseits konstruiert er den universitätsinternen Leser, der die Verfahren, die Probleme, den nicht gelungenen Ausgleich der Interessen kennt. So ist zum Beispiel die Rede von der »forschungsbasierte[n] Lehre«, eine Art Wunschtraum, der die Realitäten der grundständigen Ausbildung im Bachelor-Studium mit der Utopie forschungsgeleiteter Lehre in Master- und Promotionsstudiengängen verbindet.

Im »Vorwort« heißt es: »Mit dem vorliegenden Hochschulentwicklungsplan (HEP) legt die Universität Duisburg-Essen (UDE) ihre Leitlinien sowie ihre strategischen Entwicklungsziele und -instrumente für weitere fünf Jahre fest.« Was hier als Vorwort firmiert, stellt in Wahrheit eine Präambel dar, weil sie den Text des Plans einsetzt und vom Rektor der Universität unterzeichnet ist. Erst dadurch bekommen die folgenden Passagen (Gesetzes-)Kraft und werden als institutioneller Text lesbar. Erst der Übertritt jener Schwelle, die die Präambel vom Gesetzestext trennt, macht das Funktionieren des Texts des HEP möglich.

Aufschlussreich ist aber nicht allein die Verwechslung der Textsorten; vielmehr offenbart sich hier auch ein irritierendes Verhältnis zwischen Semantik und Struktur der Organisation. Die Zukunft, auf die die Autoren von Hochschulentwicklungsplänen wetten, wird offenbar als grundsätzlich offen betrachtet. Auch wenn man sie tendenziell planen und steuern kann, bleibt sie doch wesentlich kontingent, ist also immer auch anders möglich. Hochschulentwicklungsplaner sind somit im eigentlichen Sinne »Projektemacher«⁶: Sie investieren in ein geistiges Unternehmen, das, wie schon Daniel Defoe argwöhnte, häufig wohl »zu breit angelegt ist, als dass etwas aus ihm werden könnte«, das zugleich aber gerade deshalb in der keineswegs abwegigen Hoffnung unternommen wird, »ungeahnte Erkenntnisse hervorbringen und innovative Entwicklungen anzustoßen« (Krajewski).

5 Vgl. die Klassiker der Rezeptionsästhetik Konstanzer Observanz: Rainer Warning (Hrsg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München: Fink 1994.

6 Vgl. die einzelnen Aufsätze in Markus Krajewski (Hrsg.), *Projektemacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns*. Berlin: Kadmos 2004.

Wenn ein Hochschulentwicklungsplan die »Leitlinien« für die Zukunft ausdrücklich »festlegt«, liegt nun allerdings der Verdacht nahe, hier solle eine Ordnung bestätigt werden, die gerade nicht als kontingent gedacht wird. Daran ändern auch rhetorische Leerformeln wie die von der Universität als »dynamischer Einheit« nichts. Vielleicht ist die Unklarheit darüber, was hier eigentlich angeschrieben wird, ja auch darin angelegt, dass der vorliegende Plan nicht so recht weiß oder wissen kann, ob er die Universität als Institution oder als Organisation beobachtet.

Der Unterschied ist aber alles andere als trivial: »Während Organisationen als rationale Handlungs- oder Entscheidungssysteme gefasst werden und ihnen Handlungs- oder Entscheidungsfähigkeit und somit in der Regel Akteurseigenschaften zugeschrieben werden, gilt dies für Institutionen eben gerade nicht. Sie handeln nicht, sie beschränken und ermöglichen Handeln, sofern Akteurinnen und Akteure auf sie rekurren. Institutionen gelten selbstverständlich und unhinterfragt und bleiben auch dann stabil, wenn Fakten gegen sie sprechen (und werden entsprechend verteidigt). Ein ›es ist, wie es ist‹ macht den Kern einer Institution aus und macht sie damit zu einem Gegenbegriff von Rationalität.«⁷

Man könnte an dieser Stelle eine genaue Typologie der unterschiedlichen Adressen der Diskurse aufstellen: Reformen in For-

schung und Lehre adressieren die Universität als Organisation. Sie treffen aber auf institutionelle Beharrungskräfte, die auf dem Glauben an die Stabilität und auch an die Zeitlosigkeit der Institution gründen. Beide Ansichten der Universität sind eigentlich unvereinbar.

Der Hochschulentwicklungsplan versucht nun, Konflikten dieser Art mit einem Bild zu begegnen, das aus der Geschichte bekannt ist, dem Bild der Universität als einer Gemeinschaft: »Wir verstehen unsere Universität als eine Gemeinschaft, zu der alle Mitglieder und Disziplinen einen Beitrag leisten. Dazu gehören eine interdisziplinäre Vernetzung sowie eine wertschätzende, breite Beteiligung aller Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und der Studierenden bei der Gestaltung der Zukunft der UDE.«

Die Vorstellung von der Universität als Gemeinschaft der Lernenden und Lehrenden war maßgeblich für die Imagination der modernen Universität. Schon hinter den institutionellen Überlegungen der Humboldt'schen Reformen arbeitete nicht zuletzt der romantische Wunsch, die vermeintliche Kälte der Organisation in die vermeintliche Wärme einer institutionellen Gemeinschaft zu verwandeln.⁸ Tatsächlich hat die moderne Gesellschaft mit der Universität eine Institution geschaffen, die Modernisierung im Medium der Wissenschaft repräsentiert, die aber auch Verluste der Moderne kompensiert.

7 Anna Kosmützky, *Von der organisierten Institution zur institutionalisierten Organisation? Eine Untersuchung der (Hochschul)-Leitbilder von Universitäten*. Diss. Bielefeld 2010 (<http://d-nb.info/101370097X/34>).

8 Vgl. die einschlägige Darstellung zur »Universität als Modell des Geistes« in Theodore Ziolkowski, *Das Amt der Poeten. Die deutsche Romantik und ihre Institutionen*. München: dtv 1994.

Es kommt darum darauf an, wie die Universität sich das soziale Faktum des Miteinanders an der Universität konkret vorstellt. Der entscheidende Punkt dabei ist, dass es die »Gemeinschaft« eigentlich gar nicht gibt, sondern dass man sie sich vorstellen muss.⁹ Der Hochschulentwicklungsplan versorgt den Lesenden aber keineswegs mit überzeugenden Bildern dieser Gemeinschaft. An die Stelle der Vorstellung einer Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, die in Hinblick auf die Geschichte der Universität wenigstens einigermaßen klar konturiert ist, tritt vielmehr die weitaus diffusere Idee einer Gemeinschaft all jener, die irgendwie von Prozessen universitären Handelns betroffen sind: Gesellschaft, Mitarbeiter, Steuerzahler.

Mit diesem Bild, so kann man sagen, wird Homogenität in einer heterogenen Umwelt erzeugt; eine Homogenität, die die unterschiedlichen Interessenslagen von Forschung, Lehre, Politik und Verwaltung ausblendet und dabei imaginativ erstaunlich leer bleibt. Und auch die emphatischste Anrufung von »Diversität« kann diese Leere nicht füllen.

Kräfteverhältnisse

Da die Logiken der Institution und der Organisation in der Wirklichkeit der Universität permanent aufeinandertreffen oder sich widersprechen, hat Niklas Luhmann die Universität als »organisierte Institution« bezeichnet. Er beschreibt das

Verhältnis von Organisation und Institution *in* der Universität als »Kräfteverhältnis«, das unterschiedliche Folgen für das Selbstverständnis, die Kommunikationslogiken und die Umweltbeziehungen (etwa zur Ministerialbürokratie) der Universität zeitigt. Für Luhmann scheint es eine gewisse Unausweichlichkeit der Organisationswerdung der Universität zu geben, die mit der gestärkten Rolle formaler Organisationen in der modernen Gesellschaft zu tun hat: »Wir müssen mit dieser Gesellschaft nicht zufrieden sein; aber wir können es nicht sein, wenn wir nicht lernen, mit Organisationen auszukommen und sie mit ihren eigenen Mitteln auszutricksen, wenn sich die Mühe lohnt.«¹⁰

Mit dieser Einsicht lassen sich gewisse Schwierigkeiten bei der Lektüre erklären. Denn der Leser des *HEP* weiß teilweise nicht, als was er sich angesprochen fühlen soll. Als Mitglied der universitären Gemeinschaft oder als Rädchen in der universitären Maschine? Wenn man folgende Passage liest, wird die Unklarheit der Adressierung deutlich: »Ziel ist es, die Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gut ausgebildet, zuverlässig, motiviert, flexibel und veränderungsbereit sind und speziell die Führungskräfte verantwortungsvoll, zielorientiert, kooperativ, dienstleistungs- und mitarbeiterorientiert agieren.«

Im betriebswirtschaftlichen Jargon dieser Selbstbeschreibung unterscheidet sich die Universität durch nichts von Organisationen der Wirtschaft – wie könnte sich

9 Vgl. Cornelius Castoriadis, *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Frankfurt: Suhrkamp 1990.

10 Niklas Luhmann, *Die Universität als organisierte Institution*. In: Ders., *Universität als Milieu*. Hrsg. v. André Kieserling. Bielefeld: Haux 1992.

hier angesprochen fühlen, wer Forschung und Lehre ernst nimmt? Der zitierte Satz ist nicht nur austauschbar, er offenbart auch eine erstaunliche Blindheit gegenüber der Spannung zwischen der Kontinuitätsleistung, die die Universität als Institution zu erbringen hat, und der Zukunftsorientierung, die von ihr als Organisation erwartet wird.

Als Institution besteht ihre Aufgabe darin, vorhandenes Wissen zu bewahren, es in Forschung und Lehre kritisch zu befragen und in neues Wissen zu verwandeln. Als Forschungseinrichtung muss sie hingegen mit der grundsätzlichen Ergebnisoffenheit wissenschaftlicher Theoriebildung rechnen. »Wissenschaft«, schreibt Humboldt daher, sei »als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nicht ganz Aufzufindendes« zu begreifen.¹¹

Imaginative Leere

Gattungstypologisch könnte man den *HEP* als Hybrid zwischen einem Entwicklungsroman und einer Autobiografie der Organisation bezeichnen. Er vereinigt somit die Ausrichtung auf eine organisationale Zukunft mit einer Selbstschau der Akteure (»wie ich wurde, was ich bin«).

Im Zentrum der Debatten um die Gründung der Berliner Universität in den

Jahren 1809/1810, den nicht umsonst berühmtesten Hochschulplanungsprozess der deutschen Geschichte, steht eine Einsicht, die mittlerweile offenbar verlorengegangen ist: dass universitäre Planung ein intellektuell fundiertes Bildungskonzept ebenso benötigt wie den Willen, eine Institution zu schaffen, die den Stand der Wissenschaft zugleich symbolisiert wie auch repräsentiert.

Das Wesen der Universität, heißt es bei Humboldt, »besteht darin, innerlich die objective Wissenschaft mit der subjectiven Bildung« zusammenzubringen. Die Wissenschaft wird hier zur Leitidee der neuen Organisation, die sich ihrerseits in der subjektiven Bildung des Individuums vollendet: »Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt, und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um.«

Wissenschaft wird damit nicht zur Verfügung über Gegenstände des Wissens, sondern sie ist vielmehr ein Tun, eine Tätigkeit, wie es Schleiermacher in wünschenswerter Klarheit formuliert: »Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Prozesses, mit der Aufsicht über seine ersten Entwicklungen zu tun. Aber nichts Geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensprozess. Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiete der Erkenntnis, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in

11 Wilhelm von Humboldt, *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* [1809]. In: Ernst Anrich (Hrsg.), *Die Idee der deutschen Universität*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1956. Vgl. auch Jürgen Mittelstraß, *Die Zukunft der Wissenschaft und die Gegenwart der Universität*. In: Ders., *Die unzeitgemäße Universität*. Frankfurt: Suhrkamp 1994.

einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntnis, daß sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählich in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität.«¹²

Die Universität, die Schleiermacher hier imaginiert, ist eine Beförderin, eine Impulsgeberin für individuelle, nicht für or-

ganisationale Lernprozesse. Das institutionelle Selbstverständnis, auf das die Planungsprosa des HEP verweist, könnte davon kaum weiter entfernt sein. In der intellektuellen Leere des dort zusammengestellten Maßnahmenkatalogs, der im Wesentlichen auf hochschul- oder gesellschaftspolitische Konjunkturen reagiert, in der Diffusität und Widersprüchlichkeit der strategischen Ziele (Stichwort: Exzellenz *und* Breitenförderung), offenbart sich die imaginative Leere zeitgenössischer Hochschulreformdebatten. Hochschulentwicklungspläne sind ein Symptom. Es wird Zeit, endlich ernsthaft darüber nachzudenken, auf welche Defizite dieses Symptom verweisen könnte.

12 Friedrich Schleiermacher, *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende* [1808]. In: Ernst Anrich (Hrsg.), *Die Idee der deutschen Universität*.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/82118

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20240624-111726-3

Steinmayr, Markus: Universitätsutopien. Ein Experiment in angewandter Literaturwissenschaft.

Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 2017, 71(821), S. 83 - 88.

<https://www.merkur-zeitschrift.de/artikel/universituetsutopien-ein-experiment-in-angewandter-literaturwissenschaft-a-mr-71-10-83>

Alle Rechte vorbehalten.